

nach 33 Wahlgängen noch ohne Ergebnis geblieben ist, die absolute Mehrheit der wahlberechtigten Kardinäle darüber befinden kann, ob der künftige Nachfolger Petri statt der herkömmlichen Zweidrittelmehrheit überhaupt nur mehr die absolute Mehrheit der Stimmen benötigt. Der betreffende Kommentar verweist in diesem Zusammenhang zwar auf die »Verantwortung, welche die wahlberechtigten Kardinäle vor Gott und der Kirche tragen« (359, Übersetzung: WR), verschweigt jedoch die damit realistischerweise gegebene Gefahr, dass die Wahl des Nachfolgers Petri selbst von einer Minderheit der Wahlberechtigten absichtlich so lange blockiert bzw. hinaus gezögert werden könnte, bis der oben geschilderte Fall eintritt.

Ungeachtet derartiger Schönheitsfehler stellt das Werk eine insgesamt beeindruckende Leistung von Herausgeber, Autorenteam und Verlag dar. Dies gilt sowohl bezüglich der ungeheuren Materialfülle, die zusammengetragen und bearbeitet wurde, als auch für deren übersichtliche Präsentation. Verzeichnisse der Autoren und Mitarbeiter (XI–XIV), der verwendeten Abkürzungen (XV–XVI) und Quellen (XXIII–XXV), ein sorgfältig erarbeitetes Stichwortregister (827–869) sowie einschlägige Literaturhinweise (873–882) runden das auch in drucktechnischer Hinsicht überaus gelungene Werk ab.

Nicht unerwähnt bleiben können schließlich noch die umfangreichen und nützlichen Anhänge (561–826). Ein erster Teil umfasst eine Reihe an-

sonsten nur schwer zugänglicher Gesetzestexte und Ausführungsbestimmungen, die zwar nicht unmittelbar die Römischen Kurie und deren Tätigkeit zum Gegenstand haben, damit jedoch in zumindest mittelbarem Zusammenhang stehen. Das Spektrum der Dokumentation reicht vom Direktorium der Kongregation für die Bischöfe über die Adliminabesuche vom 28. Juni 1988 bis hin zu Kuriositäten wie den Normen über das Sozialversicherungs- und Pensionswesen der Kurienmitarbeiter. Einige Dokumente von vornehmlich rechtsgeschichtlicher Bedeutung wie die Apostolische Konstitution Sixtus V. »Immensa Aeterni Dei« vom 22. Januar 1588 über die Neuordnung der Römischen Kurie sind gleichfalls abgedruckt. Eine zweite Dokumentation nimmt auf den Vatikan als souveränes Staatsgefüge Bezug und gibt unter anderem den Text des neuen Grundgesetzes vom 26. November 2000 wieder.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das Werk eine echte Lücke füllt und vermutlich auf längere Sicht hin ohne Alternative bleiben wird. Abgesehen davon stellt es ein Quellenwerk dar, das nicht nur dem Kanonisten zuverlässige Orientierung über Verfassung, Tätigkeit und Geist der Römischen Kurie bietet, sondern die Aufmerksamkeit aller verdient, die mit dieser Thematik in irgendeiner Weise, ob in Theorie oder Praxis, befasst sind.

Wolfgang Rothe, St. Pölten

Philosophie – Theologie

Bucher, Alexius J. (Hrsg.): *Welche Philosophie braucht die Theologie?* (Eichstätter Studien NF 47), Regensburg: Pustet 2002, 311 S., ISBN 3-7917-1794-4, Euro 39,90.

Die einzelnen Beiträge des Buches basieren auf Vorträgen, die in der Osterwoche 2001 auf einem gleichnamigen Symposium an der Universität Eichstätt unter der Leitung des Herausgebers gehalten wurden. Referenten waren 14, zumeist junge Philosophen und Theologen. Im Vorfeld standen schon die Dispositionen der Beiträge im Internet zur Diskussion und vier Moderatoren leiteten nach den Themenbereichen »Geschichtliche Perspektive«, »Biblische Perspektive«, »Handlungsorientierte Perspektive« und »Sprachliche Perspektive« die Diskussionen. Sofern die Referenten nicht schon Lehrstühle innehatten, garantiert ihnen die Qualität der Beiträge früher oder später zumindest Listenplätze für einen solchen. Ob die dahinterstehende Theologie der Beiträge aber das Rigorose des Le-

bens bestehen wird, oder wie es ein Moderator (Raúl Fornet-Betancourt) ausdrückte »karfreitags-tauglich« ist, steht auf einem anderen Blatt. Zugegeben, es ist nicht ganz fair ein nach systematischen Maßstäben angelegtes Symposium an seiner Alltagstauglichkeit zu messen. Christliche Theologie, ja Religion überhaupt, kann sich allerdings einer solchen Meßlatte nicht ganz entwinden. Letztgenanntem Kriterium haben denn auch die Ausführungen einiger der Teilnehmer entsprochen: Das trifft insbesondere für den Beitrag des Fuldaer Dogmatikers Jörg Disse zu: »*Theologische und historisch-kritische Exegese. Eine philosophisch-theologische Grundlegung*«. Der Versuchung einer sich selbständig machenden historisch-kritischen Kriteriologie, wie sie Gerd Lüdemann betreibt, zu verfallen, begegnet er mit einer sog. »theologischen Exegese«. Der Tendenz wissenschaftlichen Arbeitens zu ungebremster, kritizistischer Skepsis, einer »Hermeneutik des Verdachts«, setzt er mit Berufung auf Ricoeur eine »Hermeneutik des Vertrau-

entgegen. Das Credo der Kirche bleibt dadurch »alltagstauglich« und entgeht dann der Hybris mancher sich historisch-kritisch informiert Glaubender, es in der Schule oder auf der Kanzel in einem Gestus des Besserwissens umzudeuten. Das historisch-kritische Vorgehen des Bibelwissenschaftlers wird damit durch die theologische Exegese aber nicht schlicht niedergeschlagen, wie man vielleicht meinen könnte, sondern durch die theologische Exegese geleitet, den Sinn der biblischen Schriften historisch-kritisch zu erhellen.

Insbesondere der Beitrag des Bayreuther Bibelwissenschaftlers Joachim Kügler *Auf dem Weg zur Pluralitätsfähigkeit? Bibelwissenschaft im Spannungsfeld von Sozialkonstruktivismus, Rezeptionsästhetik und Offenbarungstheologie* nimmt zu Disses Thesen kritisch Stellung. Die insgesamt subtile Darstellung sieht Disses Einbringung der Hermeneutik des Vertrauens als nicht sonderlich hilfreich an (S. 146), erkennt aber auch, daß die Zeiten vorbei sein sollten, in denen die Bibelwissenschaften »dem Lehramt ... mit dem Habitus der Gewißheit entgegentreten« (S. 156) konnten. Aber auch er kommt nicht ohne Leitprinzip seiner Exegese aus, das dann wieder als im Grunde skeptisch zu beurteilen ist – eine Hermeneutik des Verdachts – wenn er als »die Aufgabe der Bibelwissenschaft ... die permanente Infragestellung von Sinnbildungsprozessen und die Hilfestellung zum besseren Lesen« (S. 157) nennt.

Alltagstauglichkeit verlangt man sicherlich am meisten von der praktischen Theologie. Es ist keine Frage, daß auch der Grazer Pastoraltheologe Rainer Bucher in seinem Beitrag »In weiter Ferne, so nah. Zum Philosophiebedarf der Praktischen Theologie« selbige insinuierte, sich aber an die falsche Adresse richtet. Sein Beitrag scheint nach Auffassung des Rez. an religiös Unmusikalische, an die Gebildeten unter ihnen (der Religion) Verächtern gerichtet zu sein. Der Grundimpuls des Evangeliums, nämlich Mission, wird aufgegeben, nur noch Wohlgeleitensein, vielleicht noch Verständnis, eben bei seinen Verächtern, scheint das Ziel dieser Pastoraltheologie zu sein, man könnte auch sagen Pate dieser Pastoraltheologie ist der Synodenbeschluß, nicht Catechesi tradendae. Diese Art von Pastoraltheologie richtet sich in dieser Gesellschaft ein, kritisiert vielleicht ein wenig ihre ungerechten Strukturen mit der sozialetisch und humanen Botschaft Jesu (S. 183, Anm. 61), predigt aber keine Umkehr, hält ihr auch nicht das »Heilige« (wie im Beitrag des Grazer Philosophen Reinhold Esterbauer *Philosophie religiöser Erfahrung und Praktische Theologie*), die Tiefendimension der Wirklichkeit oder anders gewendet ihre Höhendimension (als Hinter- und Überwelt denunziert, S. 183)

entgegen. Das Heilige, als fascinosum et tremendum muß sich einer civilreligiösen Glattrasur mit Occams Rasiermesser unterziehen. Umkehr, Konversionen werden wahrscheinlich als Peinlichkeiten erlebt, sind sie doch ein Affront gegen die pastorale Leitlinie alles und jeden zu verstehen und damit Konversionen entbehrlich zu machen.

Ähnlich der Beitrag des Salzburger Dogmatikers Hans Joachim Sanders *Philosophie im Zeichen der Rede von Gott. Sieben Thesen über eine Machtfrage der Theologie*. Der Eindruck entsteht, daß Nietzsches Unüberholbares über diese Welt gesagt hat, daß eine universale Botschaft des Heils, nur noch dekonstruktivistisch – mit Berufung auf Foucault – in dem jeweiligen individuellen, privatistischen Tal des Lebens wirksam werden kann. Universale Normen, Regeln, ein Wesen der Dinge, erscheinen als Zumutung und Vergewaltigung des anders gestrickten, nicht der Norm entsprechenden, Individuums. Ja, Wesentliches kann geradezu umschlagen in sein Unwesen, Heiliges kann teuflisch werden, wogegen sich während des Symposions vor allem Reinhold Esterbauer und der Eichstätter Fundamentaltheologe Ulrich Willers wandten. Was viele Leser des Buches als Räte ansehen werden, daß vor allem die vom Rez. kritisierten Beiträge ein Gespräch mit der modernen Philosophie von Nietzsche über Peirce bis zu Foucault sind, sieht der Rez. als Schwäche an und zwar nicht die Tatsache als solche, sondern daß einige Autoren sich von der zeitgenössischen Philosophie die Gesprächsregeln diktieren lassen, und so in die »Falle der Reflexion« tappen, wie es ein polnischer Philosoph (W. Chudy) einmal ausdrückte.

Eine Philosophie, die sich in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts an der Absurdität des Menschseins abarbeitete und im letzten Viertel an seiner schillernden Vielfalt bis zur Belanglosigkeit ergötzte, wird sich in ihren Vertretern nicht sonderlich darum kümmern, wenn ein christlicher Intellektueller sie »versteht«. Eine von philosophischer Hyperreflexion überfrachtete Theologie, die den schlichten Begriff von Realität eines Grundschulkindes z. B. in die Historizität des Mannes aus Nazareth verkompliziert, verscherzt die Chance des Anfangs neuen Denkens. Jedes Kind bietet nämlich die Chance, Denken neu zu beginnen. Auch wenn das Kindergartenkind schon Zeitgenosse ist, sollte diese religionspädagogische Chance nicht vertan werden. Das Kind ist von der ganzen Last philosophischer und theologischer Overkillkapazitäten in punkto Reflexion aus den letzten Jahrhunderten noch völlig unbelastet.

Es ist schade, daß die Beiträge der vier Moderatoren im Buch keinen Widerhall fanden. Sowohl Ulrich Willers als auch Räte Fornet-Betancourt

scheinen nach Auffassung des Rez. in ihrer Weise die Beiträge der Referenten in o. g. Sinne kritisiert zu haben. Auch Maximilian Forschner brachte es in seinem Statement zu dem hervorragenden Beitrag von Thomas Böhm *Die innovative Rolle der Philosophie bei der Modellbildung christlicher Dogmen in der Alten Kirche* auf den Punkt: Wenn die Schärfe des Begriffes nur noch schneidet oder umgekehrt vielschneidig wird, sollte eine vertretbare Unschärfe gewählt werden, nämlich die Metapher.

Helmut Müller, Koblenz

Moretto, Daniele: Il dinamismo intellettuale davanti al Mistero. La questione del soprannaturale nel percorso speculativo di J. Maréchal (Dissertatio, series romana 33), Rom – Mailand: Pontificio Seminario Lombardo – Edizioni Glossa 2001, 399 S., ISBN 88-7105-131-9, Euro 23,24.

In das laufende Jahr 2004 fällt unter anderem der 200. Todestag Immanuel Kants und der 100. Geburtstag Karl Rahners. Angesichts beider Jubiläen, durch die Kantrezeption Rahners miteinander verwandt, scheint interessant eine kritische Besinnung auf den belgischen Philosophen Joseph Maréchal SJ (1878–1944), der (zusammen mit Pierre Rousset) die transzendente Methode des Königsberger Philosophen in die neuscholastische Philosophie einführte. Der epistemologische Ansatz Karl Rahners läßt sich ohne das Werk »Le point de départ de la métaphysique« (besonders den Bd. V, 1926) nicht hinreichend würdigen. Die an der Gregoriana bei John M. McDermott SJ erstellte theologische Doktorarbeit von Daniele Moretto schildert einfüßend die Reaktionen auf den Beitrag Maréchals folgendermaßen:

»Das philosophische Werk von Joseph Maréchal hat von Anfang an Aufsehen erregt und seine Leser geteilt in diejenigen, die seine Lösungen bekämpften, weil sie darin ein Nachgeben sahen gegenüber dem Kantianismus und dem Idealismus, und diejenigen, die dessen Geist bejubelten, weil sie meinten, er wolle den Thomismus mit dem modernen Denken versöhnen; die gegensätzlichen Reaktionen ... haben sich in der Zeit des Konzils und danach fortgesetzt: auf der einen Seite das inzwischen festgefügte Bild eines Maréchal, der den sogenannten »Transzendentalthomismus« begründet hat und dem entweder sämtliche theologische Katastrophen der letzten Jahre zuzuschreiben sind oder aber die Befreiung aus der Enge der Neuscholastik« (S. XVII; vgl. einige Beispiele: S. 279f, Anm. 3).

Angesichts dieser philosophischen Kontroverse möchte Moretto die Aufmerksamkeit auf einen weniger beachteten Gesichtspunkt richten, nämlich

die Beziehung zwischen Natur und Gnade, die ihm als das grundlegende Thema des Werkes von Maréchal erscheint (J. M. McDermott, Vorwort: S. III). Berücksichtigt werden dabei auch nicht gedruckte Quellen und vor allem der geschichtliche Werdegang im Denken des belgischen Philosophen. Zu bedenken ist dabei freilich, daß nach Moretto der denkerische Endpunkt bereits um die Mitte der 20er Jahre vorliegt (S. XVIII), also durch den genauestens vorbereiteten fünften Band des o. g. Werkes (1926) längst bekannt ist (vgl. S. 8, Anm. 8). »Die These, die wir vertreten, ist folgende: um das Jahr 1900 ist Maréchal von halbempirischen Positionen ausgegangen und hat sich dann an die kantianische Ausrichtung angenähert; gleichzeitig beginnt, zumindest ab 1908, eine fortschreitende und langsame Entfernung von Kant selbst, auf der Suche nach jenem realistischen Gleichgewicht von Thomas, der es ihm ermöglicht hat, das Problem des Übernatürlichen auf eine Weise anzugehen, die mit dem christlichen Dogma vereinbar ist« (S. XVIII). Nach Meinung des Doktorvaters ist der belgische Jesuit von einem realistischen Ansatz in der Erkenntnistheorie zu deuten und hat sich folglich »dem Transzendentalthomismus widersetzt, der gegenwärtig in vielen Bereichen der katholischen Theologie dominiert« (J. M. McDermott, Vorwort: S. IV; zur Absicht Maréchals, dem erkenntnistheoretischen Realismus zu folgen, vgl. Moretto selbst: S. 301–303).

Die in der Folge dargelegten Untersuchungen nähren freilich einige Zweifel an dieser Schlußfolgerung, so etwa die Hinweise auf die Kritik Maréchals an dem »scholastischen Intuitionismus« (S. 25). Dem Rezensenten scheint durchaus nicht klar, daß der belgische Philosoph »immer im Rahmen eines scholastischen Ansatzes geblieben ist« (S. 368). Eine solche These müßte begründet werden durch eine Gegenüberstellung mit Kant und Rahner (zumindest in der immer wieder thematisierten Erkenntnislehre), was aber die römische Doktorarbeit gerade vermeiden will (S. XVIII). Die Wiedergabe einer 1906 erstellten nicht gedruckten Arbeit über das Verhältnis von Glaube und Vernunft, worin sich Maréchal »dem Problem einer katholischen kantianischen Theologie« stellt, weckt beispielsweise erhebliche Zweifel an dem »immer gegebenen« scholastischen Rahmen (vgl. S. 34–40). Ein befremdlicher Ansatz zeigt sich in dem Vorschlag des Philosophen, in der mystischen Erfahrung auf Erden bereits eine »vorübergehende« Gottesschau im eigentlichen Sinne anzunehmen, die dann auch noch gleichzeitig bestehen soll mit der theologischen Tugend des Glaubens (vgl. S. 373. 166; mit der Kritik Morettos: S. 123–129). Vielleicht erklären sich dergleichen Sonderbarkeiten durch den